

Alle Worte der Trauer scheinen unangemessen, richtiger die zornigen und bedrückten. Daß wir Nicolas Born verloren haben, macht uns hilfloser in einer Welt, die sich „selber nicht weiß“, in der wir ziemlich allein sind mit unseren sicheren Befürchtungen und trostlosen Einsichten, immer mehr allein, je weiter das allgemeine Unheil fortschreitet. Dagegen hat Nicolas Born sich gestellt, mit seiner Sprache, und als einer der letzten dabei die Möglichkeit des ganz anderen Seiens ahnen lassen, das zu leben sich lohnen würde. Etwas wie Utopie, aber jenseits gesellschaftstheoretischer Festlegungen, jenseits der häufig an uns vollzogenen gewaltsamen Exerziten, ist in vielen seiner Gedichte wirksam: die Utopie des Alltäglichen, des permanent Vergessenen und Unterdrückten. Niemand wird es uns so mehr nennen. In dieser Zeit aufmerksamer Gleichgültigkeit, die jeden Schrecken hinnimmt, indem sie ihn entsprechend und konversationsfähig thematisiert, und an welcher ich durch Herzensträgheit mitbeteiligt bin, ist Borns frühes Ende unfaßbar niederdrückend. Nicht weil er, wie ich meine, der wichtigste zeitgenössische westdeutsche Dichter ist, ein unwiderlegbarer Analytiker von Menschen und Zuständen, sondern weil er uns eine natürliche Empfindlichkeit gezeigt hat, eine Sensibilität, zu der wir uns bestenfalls und nach gewissen Kalkulationen zwingen können. Hingegen er: eine schutzlose Gestalt, immer Betroffener, nie Unbeteiligter - er hat zuviel zu deutlich erkannt. Wer wird uns jetzt sagen können, was uns fehlt oder wo wir selber gefehlt haben? Müssen wir diesen Tod nicht besonders hassen, ganz egoistisch, weil er uns um einen Teil unseres eigenen Wesens gebracht hat, das, in uns nur latent, sich in ihm verwirklicht hatte?

Günter Kunert (1979), in Literaturmagazin, Heft 21, Rowohlt Verlag, 1988